

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 9

Artikel: Gib heut' -!
Autor: Lippmann, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664775>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an. Könnte es verwundern, wenn eines schönen Tages die Herrschaften beim Fünfuhrtee plötzlich sich anschickten, den diskreten Klängen des Streichorchesters ihre Theater- und Literaturgespräche rezitativisch anzupassen, ihrem Flirt eine Arienform zu geben, mit einem Worte: ihr kunstselbiges Dasein förmlich in ein Musikdrama zu verwandeln?

Immerhin bezieht sich das nur auf eine dünne Oberschicht. Das Leben im großen und ganzen weiß nichts von einer Herrschaft des Klanges, es ist vielmehr mitleidlos der Brutalität der Geräusche ausgeliefert. Und was für Geräusche! Reden wir nicht von dem Heidenlärm der Industrie, denken wir nur an die Verkehrszentren, die ein wahres Konzert von Mißtönen durchklingt, darin das Automobil die obligate Stimme hat. Das Ohr sehnt sich nach einem Venedig, allein so weit der Großstadtasphalt reicht, will keines winken. Da empfindet denn das Nervensystem des Durchschnittes es schon als Wohltat, wenn ein Raum es umfängt, wo ein Strom rhythmischer Klänge das rohe Geräusch verschlingt. Welches Behagen da die Musik schafft, läßt sich aus den fröhlichen Reflexbewegungen ermessen, die man da und dort beobachtet: Dieses entzückte Getrommel der Finger nach dem Takte, diese verständnisvolle Begleitung der Melodie durch Wiegen des Hauptes oder Wippen des Fußes.

Die Musik ist aber auch eine Sprache und zwar die am leichtesten faßliche der Welt. Sehr begreiflich daher, daß sie an Kurorten, wo so oft Söhne und Töchter fremder Nationen verständnislos einander gegenüber sitzen, mit einem fast wahnsinnigen Eifer getrieben wird. Indessen wäre dieser Stern noch ein leidlich gemüthlicher Aufenthalt, sofern der Mangel an gegenseitigem Verständnis lediglich durch verschieden gestrichene Grenzpfähle hervorgebracht würde. Leider gibt es selbst im Schoße eines einzigen Volkes von Brüdern zahlreiche Uneinigheiten. Ganz abgesehen von den unvermeidlichen Privatzwisten —

welche scharfen Parteiungen, getrennten Weltanschauungen, grimmigen Geisteskämpfe, wovon die Presse das Bild einer täglich sich erneuernden, stets mit gleicher Leidenschaft geführten Schlacht gibt!

Man muß es als eine besondere Gunst des Schicksals preisen, daß gerade das Land des Doktorstreites und der Querelle d'Allemand das bevorzugte Land der Musik ist, daß hier ihr wogenstillendes Öl in Mühlen jeder Größe und Art gepreßt ward, so daß Menschen vom feinsten wie vom trivialsten Geschmacks damit die stürmische Kämpferseele zu sänftigen vermögen.

Dabei darf man den sanitären Gesichtspunkt nicht außer acht lassen. Die Politik verdirbt den Charakter, sagt man. Vor allem ruiniert sie die Nerven. Nicht umsonst nehmen liebende Gattinnen ihren Gatten bei Tisch die Zeitung aus der Hand. Wie könnte eine noch so sorgfältig zubereitete Mahlzeit anschlagen, wenn der Parteihader die Nerven erregt! In den Wirtshäusern fehlen liebende Gattinnen unglücklicherweise nur zu oft, während rings an den Wänden ein Sammelkurium von Blättern verführerisch lockt. Den aus ihren Spalten drohenden Geist der Disharmonie mit der Harmonie der Instrumente zu besiegen, zeugt entschieden für den humanen Sinn der Wirte, der allerdings, um der Wahrheit die Ehre zu geben, von altersher ihr Vorzug war.

Bergeffen wir schließlich nicht, daß die Musik zu den Vergnüglichkeiten gehört. Gewiß hat sie ihren Ernst, ihre Region, wo sie ganz Würde und Höhe ist, wo sie in Oratorien, Symphonien und ähnlich strengen Formen spricht, die manche auch nicht mögen, weil sie ihnen zu wenig Vergnügen bereiten. Im übrigen jedoch gewährt dieses die Musik in einem Maße, daß es ohne sie kaum zu denken ist. Sollte gerade diese Beziehung der Musik zur Erklärung ihres heutigen Überflusses von entscheidender Bedeutung sein?

Gib heut' —!

Ich bitte Dich, ich bitt' Dich inniglich,
O, gib mir, gib mir heut' — — —
Die Blumen, lieb und zart,
Die lieb und zärtlich, — traurig doch, —
Gewiß dereinst — auf mein entseeltes — Ich
Du niederlegen willst!

Gib, gib sie heut', — — — gleich — hier, —
Wo ich noch lebensfroh —
Mit Leib — und Seele — bei Dir bin!
O, zög're, warte nicht, — bis diese Hand —
erstarrt —
Sich Deinem zarten Gruß —
Nicht — mehr entgegenstreckt!

Ich bitte Dich, ich bitt' Dich inniglich,
 O, gib mir, gib mir heut' — — —
 Dein glückverheißend Wort, —
 Vertrauen — schenk' mir, Glauben, — Zuversicht! —
 Gib alles, — alles, — was Du geben kannst. —
 Gib's, gib mir's heut' — — —!

Nach Deinem wahren — warmen — Lob —
 Sehnt heut' — — — gar mächtig — meine Seele sich!
 Und — hast ein einzig Wort von Liebe — — — Du für mich,
 Ein einzig süßes Liebeswort, — — —
 Ich bitte Dich, ich bitt' Dich inniglich,
 O, gib mir's, sag' — mir's

h e u t' — — — — — —!

* * *

Louis Rippmann, Zürich.

Buntes Allerlei.

Eine Tasse Fleischbrühe und ihre Folgen.

Wie A. Altherr, der Verfasser des „Beckenfriedli“, erzählt, klopfte an einem bitterkalten Wintertage bei einem kleinen Bildhauer in einem Vororte Basels ein armer pfälzischer Handwerksbursche an und bat dringend um Arbeit. Der Meister weist ihn mit harten Worten ab; aber der Bursche bleibt. Er fleht und schildert seine Not und seinen Hunger; doch der Meister kennt kein Mitleid und ruft unwillig die Hausfrau herbei. Diese erblickt den jungen Menschen und ist gerührt; sie läßt die beiden Männer allein, kehrt aber im nächsten Augenblick mit einer Tasse Fleischbrühe und einem großen Stück Brot zurück. Nachdem der Bursche dies alles mit Heißhunger verzehrt hat, ist seine Zunge gelöst, und er erzählt von seiner Heimat, der Pfalz, seiner Wanderschaft und den verstorbenen Eltern. Dies rührt das Herz der guten Frau noch mehr, und sie bittet den Mann im Flüstertone: „Schick ihn doch nicht weg bei diesem Wetter! Er kann dir vielleicht noch nützlich werden, er sieht so gut aus und verlangt keinen Lohn.“ Der Meister brummt, fügt sich aber und stellt den Gefellen ein.

Der Jüngling war ein guter Arbeiter. Er besuchte die Zeichenschule am Steinenberg und brachte manche Prämie heim. Die Herren der Schulkommission rühmten dem Meister, der selber an der Schule unterrichtete, was für einen geschickten Gefellen er habe. Das Geschäft blühte auf. Im Laufe der Jahre lernten die Meistersleute ihren Gehilfen lieben wie einen Sohn, und die kleinen Mädchen betrachteten ihn als Bru-

der. Doch eines Tages kam's zum Abschied. Der strebsame junge Mann wanderte nach München zum Besuch der technischen Hochschule; er wollte Häuser bauen lernen. Es bestand anfangs ein ziemlich reger Briefwechsel; aber allmählich wurden die Briefe seltener, es folgten noch einige Karten und zuletzt hörte der Verkehr ganz auf.

Es waren fünfzehn Jahre vergangen. Eines Morgens las die Meisterin dem Manne beim Frühstück die Zeitung vor. Da hieß es: „Österreich. Der Kaiser Franz Josef hat den Erbauer des Arlbergtunnels, Ingenieur Ferdinand Lapp, in den erblichen Adelsstand erhoben.“

Die Frau war überzeugt davon, daß dies ihr ehemaliger Gefelle sei, und ließ sich ihre Hoffnung durch den Mann nicht rauben. Sie hatte recht; denn eines Tages rollte ein Wagen aus dem Gasthof „Zu den drei Königen“ daher und hielt vor dem Häuschen neben dem „Bären“ in Binningen. Dem Wagen entstieg ein stattlicher Herr, der Erbauer des Arlbergtunnels und ehemalige Gefelle des Bildhauers, der die Statue auf dem Brunnen in der Elisabethenstraße geschaffen hat.

Bei diesem einen Besuche blieb es nicht. Freundschaft und Liebe waren wieder erwacht. Als Ferdinand von Lapp eines Tages um die Hand der Jüngsten anhielt, wagte es diese im Vertrauen auf seinen guten Charakter, den die Eltern früher schon gekannt hatten.

Als die Mutter dem Schwiegersohn am Hochzeitstage sagte: „Du bist das Glück unserer ganzen Familie geworden“, erwiderte er: „Liebe Mutter, wenn dies wahr ist und wahr wird,